

Der wilde Raubgraf Bruno von Rabenhorst  
und  
sein schreckliches Ende in der Fenselmühle



Eine Geschichte aus den rohen  
Zeiten des Raubrechts  
Um 1860 niedergeschrieben



**Der wilde Raubgraf Bruno von Rabenhorst**

**und**

**sein schreckliches Ende in der Teufelsmühle**

oder

Das furchtbare Femgericht um Mitternacht

Eine Geschichte aus den rohen Zeiten des Faustrechts

Um 1860 niedergeschrieben



## **Inhalt**

I. Kapitel	7
II. Kapitel	13
III. Kapitel	19
IV. Kapitel	24
V. Kapitel	30
VI. Kapitel	36
Schlusskapitel	49



## I. Kapitel

*Zwischen Felsenkluff im dunklen Wald,  
Da lauert des Grafen Hinterhalt;  
Mit dem Schwerte nimmt er des Reichen Gut,  
Und vergießt dabei viel schuldloses Blut!*

Unheimlich heulte der Sturm durch das Nadelgehölz des großen Forstes, der sich in der Mitte des 15. Jahrhunderts längs der Bergstraße am Odenwald dahinzog, als auf dieser im stark hereinbrechenden Dämmerlicht ein großer Zug berittener Kaufleute von der Frankfurter Messe heimkehrend, bemerkbar wurde. Sie hatten sich wegen der Unsicherheit der Landstraßen eine starke Begleitung berittener Landsknechte mitgeben lassen, die, in zwei Abteilungen geteilt, vor und nach dem Zug vollständig bewaffnet daher ritten.

Der Führer des Zuges, ein stattlicher Kämpfer, schaute dann und wann mit bedenklicher Miene zu den dunkeln Häuptionen der Berggipfel hin, die sich majestätisch auf der linken Seite gen Himmel erhoben, und fuhr unwillkürlich mit seiner gepanzerten Rechten zu seinem Schwertgriff, als ahnte er von dorthier nichts Gutes.

Der reiche Kaufmann Treumann von Straßburg, welcher mit seiner jüngsten Tochter, die in einer Sänfte die Reise mitmachte, in Frankfurt reiche Einkäufe in kostbaren Seidenstoffen gemacht hatte, dies bemerkend, gab seinem Rappen die Sporen, um den Führer wegen seiner Besorgnisse zu befragen. Doch kaum war er an der Seite desselben angekommen, als plötzlich unter furchtbarem Gerassel ein starker Trupp geharnischter Ritter mit gezückten Schwertern auf den Zug lossprengte und mörderisch auf alles ein-

hieb, bis die meisten tödlich verwundet am Boden lagen oder sich feige dem Blutbad durch die Flucht entzogen.

Nur der wackere Treumann, um den sich noch einige Getreue gesammelt hatten, und der junge Anführer hielten tapfer Widerstand und schlugen die Angreifer von der Sänfte zurück, aus welcher händeringend und wehklagend seine Tochter dem Gemetzel zusah. Schon sank der tapfere Anführer, aus einer tiefen Kopfwunde blutend, besinnungslos zu Boden, und auch Treumann blutete bereits aus mehreren Wunden, als das Pferd desselben, durch einen Lanzenstich verwundet, sich hoch empor bäumte und seinen Reiter weit hinwegschleuderte. Dies verursachte eine allgemeine Flucht, und die Sieger des blutigen Kampfplatzes beeilten sich, ihren Raub in Sicherheit zu bringen.

Sie trieben schnell die schwer beladenen Maultiere zusammen und führten diese, die Toten und Verwundeten ihrem Schicksal überlassend, den steilen Weg ins Gebirge hinauf, der zum Rabenhorst führte. Dort angekommen gab der Burgvogt, der stets solche Raubzüge begleitete, das bekannte Zeichen mit seinem Horn, worauf sogleich die schwere Zugbrücke herunterrasselte, über welche der ganze Tross frohlockend in die Burg einzog.

Raubgraf Bruno saß unterdessen, während seine Leute für ihn raubten und mordeten, mit seinem Burgkaplan in der Zechhalle beim Kartenspiel und sprach fleißig dem Humpen zu, der zu seiner Rechten stand und mit gutem altem Rheinwein gefüllt war.

Als draußen das wohlbekanntes Horn ertönte, sprach er zu seinem Hauskaplan: »Aha, da kommen wieder meine braven Raubvögel. Will sehen, ob sie diesmal einen guten Fang gemacht haben. Wäre selbst gern dabei gewesen, al-



lein meine Gebrechen am rechten Fuß, die ich neulich bei der verteufelten Saujagd erhielt, und welche Ihr mir mit Euren vermaledeiten Quacksalbereien noch nicht geheilt habt, hat mich leider heute davon abgehalten. Und deshalb muss ich dem Vogt die Hälfte meines Anteils geben. Aber ich sage Euch, wenn Ihr innerhalb einiger Tage meinen Fuß nicht geheilt habt, dann soll Euch der Teufel reiten und Ihr werdet dann sehen, wie ich mit Euch verfahren werde.« Dabei schlug er mit geballter Faust auf den Tisch, dass die Humpen klirrend umfielen und ihren köstlichen Inhalt auf die Steinplatten ausgossen.

»Gestrenger Graf«, begann zitternd der Hauskaplan, »habt nur Geduld und mäßigt Euch im Trunk und im Zorn, dann wird Euer Fußübel bald heil werden!«

Schon wollte Bruno einige heftige Worte erwidern, als er durch den Burgvogt unterbrochen wurde, welcher hereintrat, um den Bericht wegen seines unternommenen Zuges zu machen. Als dies geschehen und Bruno durch den gemachten Raub so ziemlich zufrieden gestellt war, wollte der Vogt zu dem fröhlichen Zechgelage eilen, das jedes Mal nach glücklich vollbrachtem Raubzug erfolgte. Doch Bruno hieß ihn wieder zu sich kommen und flüsterte ihm unter teuflischem Grinsen einige Worte ins Ohr, worauf sich dieser stillschweigend entfernte. Kaum hatte sich dieser entfernt, so erhob sich der Raubgraf Bruno, gestützt auf seinen Hauskaplan, und ging hinunter in die große Zechhalle, wo bereits seine Kumpane und Knappen an der Tafelrunde saßen und die schäumenden Pokale wacker kreisen ließen. Als Bruno eintrat, wurde er mit einem großen Hallo empfangen, und er setzte sich oben an die Tafel, um die ganze Nacht in Saus und Braus zuzubringen.

Während die Zechbrüder zu schlemmen anfangen, war bereits die Tochter des Kaufmanns Treumann aus der Sänfte gestiegen und suchte weinend ihren Vater, den sie auch nach langem Suchen endlich in bewusstlosen Zustand fand. Sie setzte sich auf den Boden, hob das Haupt ihres Vaters auf ihren Schoß und versuchte ihn durch Reiben an den Schläfen wieder ins Leben zurückzurufen, was ihr auch zu ihrer größten Freude gelang.

»Liebster Vater«, begann sie mit wehmütiger Stimme, »wie befindet Ihr Euch, und wie kann ich Euren Schmerz lindern?«

»Teure Elvira«, so hieß seine Tochter, sagte Treumann mit schwacher Stimme, »bete für mich, denn ich fühle mich ganz kraftlos und werde vielleicht nur noch wenige Augenblicke leben, denn der große Blutverlust hat mich gänzlich erschöpft.«

Als Elvira diese Worte vernahm, schluchzte sie laut auf und heiße Tränen rollten von ihren Wangen auf das blutige Angesicht ihres Vaters herunter, das dann und wann durch einen grellen Blitzstrahl beleuchtet wurde, denn der Sturmwind, den wir am Anfang unseres Kapitels erwähnten, hatte ein starkes Gewitter herangetrieben, welches sich unter fortwährendem Grollen über die ganze Gegend verbreitete, als zürne es gleichsam den frevelnden Menschen, die auf der Erde solche Gräuel begehen konnten.

»Meine Tochter«, lispelte der Vater, »ich muss dich hier unter freiem Himmel in einer unbekanntem Gegend, mitten unter Toten und Sterbenden allein lassen, aber der Vater, den du durch die Religion hast kennengelernt, wird dich nicht verlassen. Befolge seine Gebote und ...«

Hier wurde seine Rede durch das Geräusch einiger Huf-

schläge unterbrochen, und gleich darauf sprengte der Burgvogt des Bruno mit einigen wilden Gesellen heran, der dem geheimen Auftrag seines Herrn zufolge das junge Fräulein suchte.

Als er sie gewahr wurde, rief er zu seinen Begleitern: »Da seht mal die junge Dirne, wie die sich die Gelegenheit zunutze gemacht hat. Liebäugelt die mit einem Ritter auf offenem Feld! Aber warte, du musst mit mir. Ich will dir das Charmieren vertreiben!«

Er ergriff sie bei ihren hergefallenen Locken.

Sie schrie laut auf und rief mit wehklagender Stimme: »Ach, habt Erbarmen mit meinem sterbenden Vater! Trennt mich nicht von ihm! Bei der Stimme Gottes, die so laut donnernd über uns redet, beschwöre ich Euch, lasst mich hier, um meinem Vater beizustehen.«

»Das Erbarmen musst du wo anders suchen, und dein Vater wird deiner nicht mehr bedürfen«, entgegnete höhnisch der grausame Vogt, riss die zitternde Elvira zu sich aufs Ross und sprengte davon.

Da beleuchtete plötzlich ein lang anhaltender Blitz die Gegend. Man sah beide Arme des schwer verwundeten Treumann zum Himmel empor gestrebt, als rufe er die gerechte Strafe desselben an, um seine Mörder und die Räuber seines Kindes und seiner Habe gebührend zu bestrafen.

Nach kurzem Ritt gelangte der böse Vogt mit seinen Spießgesellen auf Rabenhorst an und trugen ihre schöne Bürde, die nach dem so eben Erlebten mehr tot als lebendig war, in die Zechhalle hinein, die von wildem Geschrei der Zechenden erdröhnte.

»So das ist schön von Euch, edle Jungfrau, dass Ihr mich besucht und an meinem Gelage teilnehmen wollt. Da könnt

Ihr auch noch etwas von Eurer Habe profitieren, die mir jetzt ohnedies als Heiratsgut zufällt. Denn Ihr seid von jetzt an meine auserwählte Braut!«

So redete der ruchlose Bruno unter schallendem Beifallsgelächter seiner Kumpane die zitternde Elvira an, die sich kaum aufrecht halten konnte. Sie strafte ihn mit einem verachtenden Blick, sah auf gen Himmel und stürzte ohnmächtig zu Boden.

»Tragt mein Täubchen doch in ein Ruhegemach. Sie wird von ihrer Reise ermüdet sein, und die schnelle Bekanntschaft ihres Bräutigams mag ihr jungfräuliches Gemüt auch etwas erschreckt haben«, sagte grinsend Bruno.

Man gehorchte seinem Befehl und Elvira wurde in ein entlegenes Prunkgemach geschleppt und dort eingeschlossen.

Das Zechgelage dauerte bis gegen Morgen, bis alle beerauscht am Boden lagen und dort liegen blieben, bis sich die Knappen so weit ermannt hatten, um ihre Herren in die Schlafgemächer zu bringen.

## II. Kapitel

*Es wiehert das Ross, es blitzet der Stahl,  
Und Fähnlein flattern im tiefen Tal;  
Doch von der Zinnen mächt'gen Höh'n  
Kann man die Feinde gut überseh'n.*

Als die Kunde des schrecklichen Überfalls sich in der Gegend verbreitete, und als endlich die Verwundeten, worunter auch der Anführer der Reisigen, in Frankfurt eintrafen, da herrschte nur eine Stimme der Entrüstung über die Untaten Brunos. Man sammelte eine tapfere Schar, die ihn gefangen nehmen und sein Schloss Rabenhorst zerstören sollte. Zugleich sollten sie sich auch nach den verwundeten Kaufleuten umsehen, die vielleicht im elendesten Zustand in der dortigen Gegend herumirrten. Namentlich empfahl man dem Anführer, sich genau nach dem alten Treumann und seiner Tochter zu erkundigen. Als nun so viele Reisige zusammengebracht waren, um dem Raubgrafen die Spitze bieten zu können, zog die tapfere Heldenschar unter Trompetengeschmetter mit fliegenden Fähnlein zum Tor hinaus. Nachdem sie zwei Tagesmärsche hinter sich hatten, erreichten sie die unglückliche Stelle, an welcher der Zug überfallen worden war.

Es wurden die Leichen mit ritterlichen Ehren begraben und in den umliegenden Ortschaften Erkundigungen über Treumann eingezogen. Man fand zur größten Freude des Anführers den alten Treumann in einem Bauerngehöft, zwar noch bettlägerig, doch auf dem Wege der Genesung begriffen. Er erzählte, wie es ihm ergangen, wie er durch großen Blutverlust in lange Ohnmacht gefallen war und

wie einige Reiter vorher seine Tochter geraubt hatten, die vermutlich in die blutbefleckten, räuberischen Hände Brunos geraten wäre, und wie er dann endlich von braven Bauersleuten aufgefunden und hierher gebracht worden wäre.

Der Anführer gab seinen Bewaffneten sogleich Befehl, nach Rabenhorst aufzubrechen. Alle schwuren, sich blutig an dem Bösewicht zu rächen.

Der arglistige Bruno hatte jedoch durch einige Spione, die er gut bezahlte, vernommen, was man gegen ihn im Schilde führe, und beschloss, da er selbst sein Schlachtross noch nicht besteigen konnte, anstatt die Gefahr auf offenem Feld mit gewappneter Hand zu bekämpfen, wie er es sonst zu tun pflegte, diesmal dieselbe mit List von sich abzuwenden und seine Feinde auf einmal gänzlich zu vernichten.

An demselben Tag, an welchem die angreifende Schar im Tal des Schlosses Rabenhorst angekommen war, verließ Bruno, der, wie bereits erwähnt, durch Spione hiervon genaue Kunde erhalten hatte, mit allen seinen Mannen seine Burg, nur ließ er Treumanns Tochter ganz allein in derselben zurück. Er ließ sich indessen von seinen Getreuen in einer Sänfte nach einem, ungefähr eine gute Stunde seitwärts im tiefen Gehölz gelegenen, alten verfallenen Turm tragen, welcher dazu geeignet war, Bruno und seine wilden Gesellen zu beherbergen, von dorthier seinen Feinden aufzulauern und von hinten her zu überfallen. Dort hatte er zugleich auch vor, den von ihm ersonnenen, teuflischen Plan mit seinem Vogt noch vollends zu besprechen, um ja vor möglichem Verrat sicher zu sein und die erforderlichen Maßregeln sogleich zu ergreifen. Kurz darauf ritt der Burgvogt von Rabenhorst geheimnisvoll in den Wald, der von

der hinteren Seite her sich gegen das Raubschloss hinzog.

Als nun Elwira bemerkte, dass man sie allein im Schloss zurückgelassen hatte, wagte sie es schüchtern, sich davon zu überzeugen. Sie durcheilte alle Gemächer. Als sie bemerkte, dass sie wirklich das einzige menschliche Wesen in diesen weiten Räumen war, ahnte ihr nichts Gutes. Es überfiel sie eine große Angst, sodass sie in den weiten Hofraum hinunterging, um sich in der frischen Luft doch einigermaßen wieder zu erholen und wo möglich einen Ausgang aufzusuchen, durch den sie diesen verhassten Mauern entfliehen könne. Von einem Ende zum anderen eilte sie, jeden Winkel und sonstigen zur Flucht allenfalls günstigen Ort ausspähend.

Nachdem sie nun längere Zeit sich vergebens abgemüht hatte. Mit schwerem Herzen an einer glücklichen Flucht und ihrer Rettung aus den Händen Brunos, dieses menschlichen Scheusals, fast völlig verzweifelt, fasste sie den Vorsatz, lieber den Tod zu wählen, als sich diesem Bösewicht zum Spielball seiner Leidenschaften zu opfern. Während sie mit diesem Gedanken umging, hörte sie plötzlich zu ihrem Schrecken entferntes Pferdegetrabe. Da sie die Ankommenden für Brunos Leute hielt, war sie schnell gefasst, bestieg hastig den hohen Wartturm und war im Begriff, sich von demselben herabzustürzen. Wie erstaunte sie aber, als sie auf einmal einige Trompetenstöße und sogleich darauf die Stimme eines Herolds vernahm, der im Namen des Kaisers Einlass begehrte.

Sie mochte ungefähr die halbe Turmhöhe erreicht haben, da bot sich ihr auf derselben Seite, wo die Reiter herangekommen waren, eine ziemlich weite Maueröffnung. Unbeschreiblich war Elwiras übergroße Freude, als sie statt Bru-

nos Raubgesindel eine hübsche Anzahl stattlicher Reiter bemerkte, die, wie sie mutmaßen konnte, zu ihrer Rettung gekommen waren.

Schnell eilte sie zurück in den Burghof, bestieg in größter Eile die kleine Turmwarte am Tor. Nachdem sie in näherer Besprechung mit dem Herold den Grund seiner Ankunft erfahren hatte, erklärte sie demselben, dass sie sich ganz allein auf dem Schloss befände und Bruno schon ganz früh, vermutlich zu einem neuen Raubzug ausgezogen sei, dass aber alle Ausgänge wohl abgeschlossen seien.

Der Herold nebst seinen Gefährten gaben ihren Pferden die Sporen, und im Nu wurde diese Kunde dem in mäßiger Entfernung mit seinen wackeren Streitern harrenden Anführer mitgeteilt. Als der Anführer der Reisingen diese günstige Kunde vom Herold erfahren hatte, sprengte er heran und grüßte sie freundlich, gab ihr schnell Kunde, dass ihr Vater noch lebe und sie sehnsüchtig erwarte. Sie möge nur sehen, ob sie das Tor nicht öffnen und die Zugbrücke herunterlassen könne. Die unendliche Freude, die Elwira durchströmte, gab ihr Manneskraft, dass es ihr möglich wurde, die Maschinerien der Zugbrücke in Bewegung zu setzen. Das Tor selbst aber war zu wohl verschlossen, als dass selbige hätte geöffnet werden können. Nachdem nun die Zugbrücke ihres Haltpunktes entledigt worden war, fiel sie mit ungeheurem Gerassel zu Boden. Sogleich war das schwere Einlasstor von dem anrückenden Haufen mit wahrer Wut aufgestoßen worden. Die ganze Reiterschar war nun im Schlosshof eingerückt. Sogleich wurden alle Räume durchsucht und die nötigen Wachposten aufgestellt, um sich vor einem plötzlichen Überfall sowohl von Seite des zurückkehrenden Brunos als auch einer allenfalls



im Innern der Burg versteckten Horde zu sichern, denn dass im Schloss noch jemand zurückgeblieben sein musste, war klar, sonst hätte die Zugbrücke nicht aufgezogen sein können.

Ungeachtet alles Suchens war auch keine Menschenseele aufzufinden, als man im entgegengesetzten untersten Burgteil ein halb geöffnetes kleines Pfortchen wahrnahm und somit auf den Gedanken kam, dass der zurückgelassene Turmwächter bei ihrem Heranrücken auf diese Art geflüchtet sein mochte. Dennoch war dem Anführer die ganze Sache bedenklich. Nachdem er Befehl gegeben hatte, das Pfortchen bestens zu verschließen und einen Wachposten dortselbst aufzustellen, so begab er sich schnellen Schrittes zu Elwira.

Als Elwira Henrico, so hieß der Anführer, auf sich zukommen sah, eilte sie ihm entgegen. Mit bebendem Herzen und wehklagender Stimme fragte sie nach ihrem Vater. Nachdem Henrico ihr die ausführlichsten Mitteilungen hiervon gemacht hatte, beruhigte sie sich und bat ihn flehentlich, sie doch sogleich in ihres Vaters teure Arme bringen zu lassen, was aber Henrico erst am anderen Morgen zu tun versprach, indem seine Leute zu sehr ermüdet seien, und er doch vorerst den Raubgrafen Bruno für seine Freveltaten züchtigen, ihn entweder tot oder lebendig mit sich führen und dann sein Raubnest dem Erdboden gleichmachen möchte.

Deshalb gebot er seinen Kampfgefährten, sich so ruhig wie möglich zu verhalten, und ja genaue Spähe zu halten, damit er sogleich erführe, wann Bruno mit seinen Raubkumpanen zurückkäme. Auch solle alles so bleiben, wie sie es vorgefunden hatten, damit Bruno keine Ahnung von ih-

rem Dasein bekäme. Nur das gemutmaßte Entweichen des Turmwächters schien dem Anführer ungünstig auf seinen Plan einzuwirken.

Henrico führte nun Elwira in die untere Halle und bat sie, ihm doch ausführlich das unritterliche Benehmen Brunos mitzuteilen, was sie auch mit Tränen in den Augen tat. Darauf beruhigte er sie und versicherte ihr unverbrüchliche Treue, dass er mit seinem Leben dafür stände, sie wohlbehalten in die Arme ihres teuren Vaters zu bringen, der über ihren Verlust untröstlich sei und durch ihre Nähe der Genesung schneller entgegen schreiten würde.

### III. Kapitel

*Beim Fackelschein und Schwerterklang  
im heißen Kampfgewühl,  
da ward' s so manchem todesbang,  
wenn ihm sein Schwert entfiel.*

Der schlaue Bruno hatte indessen, alles vorher gar wohl berechnend, seine Leute in zwei Haufen geteilt, wovon der eine von außen in sein Schloss, der andere jedoch durch einen verborgenen unterirdischen Gang, der im Innern der kleinen Schlosskapelle, die im Hof stand, ausmündete, zu gleicher Zeit von innen angreifen sollte.

Schon war die Abenddämmerung stark hereingebrochen, und die Waffengenossen Henricos hatten es sich gerade im Hofraum in der Nähe der Kapelle möglichst bequem gemacht. Da wurde ein durchdringendes Gelärm und Getöse hörbar, das weithin durch die Lüfte hallte und Brunos wilde Horde verkündete. Alles beeilte sich nun, in der Nähe des Torweges seinen angewiesenen Posten einzunehmen. Denn von hier aus sollte plötzlich das Tor geöffnet und Bruno samt seinen Knappen umzingelt und gefangen genommen werden.

Doch hierin hatten sie sich verrechnet, denn als sie auf Brunos herangekommene Leute losstürzen wollten, brach eine starke Gruppe von Brunos Helfern, mit dem bösen Burgvogt an der Spitze, unter furchtbar wildem Wutgeschrei aus der Kapelle hervor und griff sie mit einem solchen Ungetüm an, dass sie sogleich in Unordnung gerieten.

Zu gleicher Zeit fing auch der andere Haufen von außen zu stürmen an, und so wurden nun Henricos tapfere Strei-

ter von vorn und hinten zu gleicher Zeit angegriffen. Trotz der angestrengtesten Tapferkeit vermochte Henrico, der gleich einem Helden auf jeden Schwertstreich einen von den feilen Bösewichtern Brunos in den Sand streckte, das Zurückweichen seiner Kampfgenossen nicht hindern, und sah wohl ein, dass sie alle zusammen verloren seien, wenn nicht ein besonderer günstiger Zufall sie rettete.

Schon lagen viele seiner Leute, aus klaffenden Wunden blutend, röchelnd am Boden, obschon fast jeder auch seinen Gegner, wie es eben gerade das Glück des Kampfes mit sich brachte, tödlich verwundete oder doch kampfunfähig machte. Dieser nächtliche Kampf, von einigen Fackeln erleuchtet, welche die aus der Kapelle hervorgekommenen Gefährten Brunos trugen, bot einen schaudererregenden Anblick dar. Das Blitzen der Schwerter und Helme im rötlichen Fackelschein, welcher die blassen verzerrten Gesichter sowohl der Getöteten als auch der wutentbrannten Kämpfenden beleuchtete, vermochten selbst dem Mutigsten einen geheimen Schauer einzuflößen.

Elwira hatte sich während dieser Schreckensszene in die Kapelle geflüchtet. Kniend am Altar bat sie um Rettung aus diesem Mordgewühle. Indem sie ihre Blicke auf dem Altar ruhen ließ, bemerkte sie an der rechten Seite desselben, dass die untere Bretterwand geöffnet war. Sie trat näher, um sich daselbst zu verbergen, sah aber, dass diese Öffnung die Mündung eines unterirdischen Ganges sei, durch welchen der böse Burgvogt und seine Gesellen zum Verderben Henricos heraufgeschlichen waren.

Da durchzuckte die Jungfrau, die Henricos verzweifelte Lage einsah, ein mutiger Gedanke, den sie auch sogleich ausführte. Sie näherte sich unbemerkt dem Kampfplatz,

entriss einem zunächst der Kapelle liegenden, schwer verwundeten Knappen die brennende Fackel aus der Hand und eilte schnell wieder in die Kapelle zurück, wo sie, an der Pforte stehend, mit der größten Kraft, die sie in ihre Stimme legen konnte, rief: »Henrico! Hierher zur Kapelle!«, und dann schnell die Kapelle durchschreitend sich mutig in den finsternen Gang, der nun durch ihre Fackel beleuchtet wurde, begab.

Als Henrico Elwiras Stimme vernahm und bemerkte, dass sie mit einer brennenden Fackel in der Kapelle verschwand, verstand er sogleich, was sie damit gemeint hatte. Seine letzten Kräfte anstrengend, stürzte er, wie rasend mit dem Schwert um sich schlagend, mit dem Ruf »Mir nach!« zur Kapelle hin, und glücklich hieb er sich mit mehreren seiner Leute durch. Am Eingang derselben blieben sie so lange kämpfend stehen, bis sich die Seinen fast alle versammelt hatten. Dann zogen sie sich fechtend Schritt für Schritt in das Innere der Kapelle bis zu dem geheimen Gang zurück, den Henrico durch den Schein von Elwiras Fackel als das günstigste Rettungsmittel erkannte, das ihm der Himmel in seiner höchsten Not durch die mutige Jungfrau schickte. Der Burgvogt ward über dieses fast wütend und feuerte den Rest seiner Streiter zur Verfolgung unter grässlichen Flüchen doppelt an. Er selbst an der Spitze wollte Henrico, der bereits mit den seinen glücklich im Gang eingedrungen war, hindern, die am Eingang desselben befindliche schwere, eiserne Tür zu schließen, als dieser mit einem mächtig geführten Schwerthieb den bösen Vogt dermaßen auf den Helm traf, dass er taumelnd und fast besinnungslos zur Erde stürzte und seine eigenen Leute am Vordringen hinderte. Diesen Augenblick benutzte

Henrico und die ihn Umgebenden, zogen schnell die Tür an sich, und im Nu war dieselbe geschlossen, und er und die Seinen vor weiterer Verfolgung geschützt.

Mit einem Wutgeschrei hörte Henrico noch die Feinde an die Tür stürmen, die, obwohl in ihren Angeln erdröhnend, dennoch zu stark war, um sich auf gewaltsame Weise öffnen zu lassen.

Sie eilten nun mit schnellen Schritten durch den unheimlichen Gang dahin, auf dessen Boden und Wänden Molche und allerlei abscheuliches Ungeziefer sich bewegte, um so rasch wie möglich den Ausgang dieses geheimen Weges zu erreichen, da sie nicht wissen konnten, ob nicht Bruno mit einer Anzahl von den Seinen vielleicht in der Zwischenzeit den Ausgang erreichen und besetzt halten würde. Doch davor waren sie gesichert, denn um von außen an die Mündung des Ganges zu gelangen, hatten sie einen bedeutenden Umweg zu machen, und überdies getraute sich Bruno mit seinem ziemlich zusammengeschmolzenen Häuflein keinen weiteren Angriff auf Henrico zu unternehmen, umso weniger, da man vollauf beschäftigt war, den stark betäubten Burgvogt wieder zu sich zu bringen.

Nach kurzem Marsch erreichten sie glücklich das Ende des Ganges, welcher in eine Felsenkluft auslief, die stark mit Gebüsch und Gestrüpp bewachsen war, sodass man von außen die Öffnung unmöglich entdecken konnte, durch die sich nun die Verfolgten auch glücklich retteten. Als Henrico den freien Sternenhimmel wieder über sich sah, da konnte er nicht länger seine Dankbarkeit gegen Elwira unterdrücken. Er eilte auf sie zu, erfasste ihre Hand und stammelte Worte des Dankes, die sie jedoch errötend ablehnte.

»Noch sind wir«, sprach sie, »nicht in Sicherheit. Lasst uns daher eilen, von hier wegzukommen, denn wer weiß, was uns sonst noch begegnen könnte, wenn wir länger zaudern würden.«

Sogleich trat Henrico an die Spitze des Zuges, und nachdem er, die Stellung der Gestirne genau beobachtend, seine Richtung links einzuschlagen begann, schritt hierauf der Zug durch Gesträuch und Gestrüpp in größter Stille so schnell wie nur möglich vorwärts und gelangte endlich am dämmernden Morgen nach höchst beschwerlichem Marsch am Ende des Waldes an. Zu gutem Glück fanden sie auf einer nahen Wiese einige Pferde grasend, die vermutlich während des Kampfes im Schlosshof unbemerkt das Freie gewonnen hatten, und worunter sie auch von den ihren welche wahrnahmen. Sogleich benutzte man diese Gelegenheit und schnell hatte man dieselben bestiegen. Da die Pferde für alle bei Weitem nicht hinreichten, so bestiegen abwechselnd die Erschöpftesten und Verwundeten dieselben, und so legten sie bis gegen Abend eine bedeutende Strecke zurück.

## IV. Kapitel

*Wo Angst und Not die Herzen binden,  
da wird sich leicht die Liebe finden,  
die fester hält als Stahl und Erz,  
und nicht vergeht im Todesschmerz.*

Elwiras Vater besserte sich allmählich und erwartete mit steigender Sehnsucht Nachricht von seiner geliebten Tochter, die er so schmerzlich bei seinem Krankenlager vermiss- te. Er zählte ängstlich die Stunden, Minuten und Sekunden, wann wohl Henrico von seinem Feldzug zurückkommen würde, und beschloss in seinem Innern, denselben, wenn er ihm gute Nachricht von seiner Tochter oder wohl gar die- selbe selbst mitbrächte, ihn nach Kräften dafür zu beloh- nen.

So saß er eines Abends im Garten, mit kummervollen Bli- cken die Blumenbeete musternd, womit sich zu Hause er und seine Tochter so oft beschäftigten, wenn sie sich beide nach vollbrachter Arbeit im Kreise der ihren im Garten er- holten, als er durch starkes Pferdegetrappel in seinen Träu- mereien gestört wurde und neugierig auf die Staubwolke hinblickte, die auf der Landstraße emporwirbelte. Wie groß war aber sein freudiges Erstaunen, als er seine Tochter an der Seite Henricos bemerkte, die ihn durch Zuwinken freundlich grüßte.

»Meine teure viel geliebte Elwira!«, rief er aufspringend, um ihr so schnell wie möglich entgegenzueilen.

Allein die kindliche Liebe beflügelten Elwiras Schritte ums Doppelte, sodass der alte Treumann kaum die Garten- tür erreichen konnte, Elwira schon in seinen Armen lag



und ihn mit den süßesten Namen und mit den zärtlichsten Liebkosungen begrüßte.

»Mein lieber Vater, wie freut es mich, Euch wieder umarmen zu können. Doch danke ich dieses nächst Gott diesem edlen und tapferen Henrico, der mich so treulich hierher geleitete.«

»Kommt her, edler Rittersmann, dass ich Euch meine Rechte reichen und Euch von Herzen Dank sagen kann für die Sorgfalt und Treue, womit ihr meine Tochter hierher geleitet habt!«

»Eurer Tochter, ehrwürdiger Treumann«, entgegnete Henrico, »bin ich selbst vielen Dank schuldig, denn sie hat durch eine kluge und mutige Tat nicht nur mein Leben, sondern auch das meiner Gefährten gerettet.« Indem er Elwiras Hand drückte, erzählte er ihrem Vater, was sie getan hatte.

»Das sieht meiner Tochter ähnlich«, sagte gerührt der Vater, »doch Ihr seid hauptsächlich die Ursache, dass ich sie wieder habe. Jetzt bleibt einige Tage hier in unserer Nähe und erholt Euch von Euren Strapazen, bis Ihr Verstärkung von Frankfurt erhalten haben werdet, um das Raubnest des Bruno vollständig umzingeln und ihn zur Rechenschaft vor des Kaisers Gericht ziehen könnt, der dann seine Schandtaten nach Fug und Recht bestrafen mag.«

Dieser Vorschlag war Henrico umso willkommener, da er doch in der Nähe Elwiras bleiben konnte, die ihn gewiss ungern hätte ziehen sehen. Henrico sandte sogleich einen Boten nach Frankfurt ab, um zu berichten, wie es ihm ergangen war, und bat, dass man ihm sobald wie möglich Verstärkung senden möge. Dann befestigte er, so gut es ihm die Ortsverhältnisse gestatteten, den Bauernhof und

stellte zahlreiche Wachposten aus, um vor jedem Überfall vonseiten Brunos sicher zu sein.

Die Tage schwanden unserem Henrico in der Nähe der holden Elwira, mit welcher er täglich in Begleitung ihres Vaters, der nun völlig wieder genesen war, die reizende Umgegend besuchte, fast zu schnell, sodass es ihm gar nicht auffiel, dass noch keine Verstärkung von Frankfurt eingetroffen war, die doch schon längst hätte da sein sollen, worauf ihn erst Treumann aufmerksam machen musste.

»Es ist bedenklich«, sprach dieser, »noch länger hier zu verweilen, da wir von Bruno alles Böse befürchten müssen. Ich habe daher beschlossen, da ich mich zur Reise gestärkt fühle, morgen in aller Frühe mit meiner Tochter die Heimreise anzutreten.«

Henrico hätte dieses Mal keine schlimmere Mitteilung erhalten können, denn er erblasste bei dieser Nachricht, welches Elwiras Vater nicht entging.

Als sie gegen Abend alle wohlbehalten ihre Behausung erreicht hatten, setzten sie sich traulich im Garten zusammen, um den letzten Abend ruhig zu genießen. Allein Henrico war ganz niedergeschlagen, und die Laute, deren er sich sonst zur Erheiterung Elwiras und ihres Vaters bediente, lag unbenutzt zu seinen Füßen.

»Warum ertönt heute Abend kein Saitenspiel und warum kommt kein Laut des Gesanges von Euren Lippen, mit welchem Ihr uns sonst zu ergötzen pfleget?«, fragte Treumann, und Elwira sah erwartungsvoll auf Henricos Lippen.

Als derselbe die Antwort schuldig blieb, da erfasste Treumann seine Hand und sagte: »Wohl weiß ich, was Eurem Herzen quält, und da Ihr nicht mit der Sprache heraus wollt, so will ich für Euch reden. Ihr liebt, wie ich mich

schon längst überzeugt habe, meine Tochter Elwira, und wie sie mir bereits gestanden hat, empfindet sie Gegenliebe. Darum lege ich die Hand meiner Tochter in die Eurige, lebt glücklich und schützt einander, wie ihr es bisher getan habt, dann wird nicht nur mein Segen, den ich euch jetzt gebe, sondern auch der Segen des Himmels auf euch ruhen.«

»Und nehmt auch den Segen Brunos dazu!«, erscholl plötzlich eine raue Stimme außerhalb des Gartens. Zu gleicher Zeit schwirrte ein Pfeil in die vor Liebeslust pochende Brust Elwiras, der sie plötzlich mit Todesschmerz erfüllte.

»Allmächtiger Himmel«, schrie Henrico verzweifelt, als er die hinsinkende Elwira sanft gen Boden gleiten ließ. »Wer dieses Bubenstück getan hat, soll es mit seinem Leben büßen und müsste ich sein Herz mit meinen Nägeln aus seiner entmenschten Brust reißen.«

Dieses sagend, flog er mit gezücktem Schwert der Stelle zu, von wo das tödliche Geschoss das unschuldige Opfer traf, während Elwiras Vater händeringend seufzte: »O allmächtiger Gott, schenke mir Kraft, dass ich diesen bitteren Schmerz ertrage.«

Als Henrico racheschnaubend an den Ort gelangt war, woher diese teuflische Bosheit verübt wurde, sah er nichts, nur konnte er noch schwaches Pferdegetrappel vernehmen, welches sich immer mehr entfernte, und zwar der Gegend nach Rabenhorst zu. Er stieß sein Schwert in die Erde, fiel auf die Knie. Als er seinen Racheschwur beim Kreuzgriff seines Schwertes erneuert hatte, begab er sich mit zerrissenem Herzen wieder zum Ort des Schreckens und der Wehklage hin. Tief gebeugt saß der alte Treumann, Elwiras kalte Totenhand mit Tränen benetzend, an ihrem letzten La-

ger, das man mit brennenden Wachskerzen umstellt hatte, und um welches die frommen Hausbewohner betend standen. Henrico trat schweigend zum Vater hin und versuchte ihn mit Tröstungen aufzurichten, obwohl er selbst deren notwendig bedurft hätte, denn sein ganzes Innere ward durch diesen schauerhaften Mord empört. Als er die schönen Züge Elwiras betrachtete, die selbst der Todesschmerz nicht verunstalten konnte, da gedachte er der schönen Stunden, die er mit ihr verlebt hatte, sowohl die Stunden der Gefahr als auch die der süßen Erholung im Garten und der schönen Umgegend. Er konnte sich der Tränen nicht mehr erwehren.

Nachdem Elwira bestattet war, machte sich der tief bekümmerte Vater zur Abreise bereit und zog mit dem Gefolge Henricos, der ihn noch eine halbe Tagesreise weit begleitete, seiner Heimat zu, um im Schoße seiner Familie die bitteren Stunden, die er hier durchlebt hatte, zu vergessen. Er gelangte auch glücklich zu den seinen, die ihn schon ganz verloren glaubten, denn die Kunde von dem Überfall war auch zu ihren Ohren gedrungen. Der alte Treumann hatte doch einigen Ersatz für Elwira gefunden, während der arme Henrico, an ihre Grabstätte zurückgekehrt, trostlos auf ihrem Grabeshügel weilte, um sich daselbst seinem großen Schmerze ganz zu überlassen, den er dann beim sanften Mondschimmer öfters in folgendem Gesang zu verringern suchte.

Dir töne ernster Totensang,  
Dir meiner Saiten Trauerklang,  
Dir, liebes, teures Schattenbild,  
Das meine Seele ganz erfüllt!

Du warst mir Alles! Alles schwand  
Mit dir dahin ins bessre Land;  
Nichts wird mich ferner mehr erfreu'n,  
Nichts meinem Herren Wonne sein!

Der Menschheit Würde sah ich nur  
In dir, mit dir war die Natur  
Mir reizend; aber ohne dich  
Flieht jede sanfte Freude mich!

Es ruft jetzt jedes Echo mir:  
Dein Seelenlieblich fehlet dir!  
Der Nachtigallen süßer Sang  
Tönt mir wie Grabesglockenklang!

Drum rauscht ihr Saiten Totenklang,  
Drum singe Lied nur Grabessang,  
Bis trauernd, o geschäh' es bald,  
Mein schwacher Klage-ton verhallt!

## V. Kapitel

*Wo Raub und Mord auf dem Gewissen lasten,  
da ruht auch schwerer Fluch dabei.  
Es hilft kein Beten und kein Fasten,  
bis dass die Schuld gesühnet sei!*

Nachdem nun Bruno von Rabenhorst den schändlichen Mord an Elwira begangen hatte, geriet er unterdessen in eine Fehde mit einem seiner Nachbarn, der gegen seine Knappen einen Zug Kaufleute, die Erstere überfallen, in Schutz genommen und dadurch Brunos Hass auf sich gezogen hatte. Es war dies der edle Kurt von Dillenburg, dessen Schloss nicht besonders weit entfernt auf einer steilen, mit vielen tiefen Felsenklüften umgebenen Anhöhe auf der linken Seite des Ellerbaches lag, und deshalb nicht bedeutend befestigt war. Ohne nun vorher dem Kurt die Fehde kundzutun, wie es einem Rittersmann geziemt hätte, überfiel er denselben mitten in der Nacht und wählte hierzu eine solche aus, in welcher der Sturmwind fürchterlich den Forst durchsauste.

Auch dieses Mal begleitete ihn sein böser Burgvogt, der ihn zu jeder schändlichen Tat aufmunterte, und stets mit einem teuflischen Rat, der nur in dem ruchlosen Herzen eines solchen Bösewichtes entstehen konnte, bei der Hand war.

Als sie das Schloss Dillenburg erreicht hatten, warf der elende Burgvogt Brunos das Gewand eines Pilgers über sich und beehrte mit kläglicher Stimme Einlass, indem er vorgab, sich in diesem Unwetter verirrt zu haben. Der Torwart des menschenfreundlichen Kurts, der den schönen

Auftrag von demselben hatte, niemanden den Eintritt in sein gastliches Schloss zu verwehren, der Schutz und Obdach hier suche, dachte nichts Arges, um so weniger in dieser Kleidung, und öffnete sogleich dem vermeintlichen Pilger ein kleines Pförtchen, das neben dem Haupttor über eine tiefe Felsenkluft angebracht war.

Doch kaum war der böse Vogt über die Schwelle getreten, als er seinen Dolch, den er unter dem Pilgermantel verborgen gehalten hatte, dem ehrlichen Torwart auf der Stelle in die Brust bohrte, sodass dieser lautlos zu Boden sank. Hierauf nahm er dessen Laterne zur Hand und gab damit das verabredete Zeichen, worauf Bruno, der sich inzwischen mit seinen Knappen genähert hatte, sogleich in die Burg eindrang, in deren Mauern die Bewohner derselben in friedlicher Ruhe schlummerten.

»Nun wollen wir den ehrlichen Kurt aus seinen Federn tagen, dass es eine Lust sein soll«, sagte Bruno, indem er Befehl gab, alle Ausgänge schnell zu besetzen, und jeden, der herauskäme, sogleich zu fesseln und zu knebeln.

Dann nahm er sein Hüfthorn und blies hinein, dass es schauerlich durch die Nacht hallte, und alle Schlafenden davon erwachten. Kurt riss das Fenster auf, um zu erfahren, was dieser Lärm bedeute. Da er aber von niemand Antwort erhielt, so eilte er in den Hofraum, um sich zu überzeugen, wer es von seinen Leuten wage, die nächtliche Ruhe also zu stören. Doch kaum trat er in denselben, als er sogleich zu Boden gerissen, gebunden und vor Bruno geführt wurde.

»Ich habe«, sprach Bruno zu demselben, »Eure ritterlichen Tugenden so sehr rühmen gehört, und Ihr habt dieselben auch auf meine Kosten ausgeübt, indem Ihr gegen mei-

ne Knappen und also auch gegen mich fochtet. Ich bin deshalb gekommen, um Euch diese freche Tat, die nur Euer Übermut begehen konnte, zu bestrafen!«

»Wie könnt Ihr Euch das Recht anmaßen«, unterbrach ihn Kurt in seiner hämischen Rede, »mich für eine Tat bestrafen zu wollen, durch welche ich das Recht des Eigentums beschützte und ich auch gar nicht unter Eurer Botmäßigkeit stehe. Wie könnt Ihr überdies es wagen, nächtlicher Weise in meine friedliche Burg einzudringen?«

»Haltet das Maul«, donnerte ihm Bruno entgegen, »ich bin jetzt Herr über Euch und Eure Burg und habe zu befehlen, brauche daher Euer Geschwätz nicht anzuhören. He, holla, Burgvogt, schnell ans Werk, das wir uns vorgenommen haben!«

»Ist bereits vollendet, und Ihr dürft nur befehlen, dass die wilde Hetze ihren Anfang nehme«, entgegnete der Burgvogt mit einem teuflischen Grinsen.

»Dazu müssen wir aber besseres Licht haben. Deshalb werft ein paar brennende Fackeln in des Schlosses Innere. Kurt wird nichts dagegen haben, wenn ich seine elenden Baracken niederbrenne. Er mag sich, falls er mit dem Leben davonkommt, ein festeres Schloss bauen«, erwiderte Bruno.

»Barmherziger Himmel! Erbarmt Euch meiner Gattin und schont sie und meine Kinder! Wenn ihr Euch an mir rächen wollt, nehmt mich, stoßt mich nieder, reißt Glied für Glied von meinem zuckenden Körper, nur schont meine arme Familie, die Euch ja nichts getan hat!«, so flehte Kurt mit erhobenen Händen.

Allein der Unmensch lachte seiner und trieb seine Leute zur Eile an, die auch nur zu willig seinem Befehl nachkamen, denn alsbald loderten aus einigen Fenstern schon die



hellen Flammen empor, die der Sturmwind mit arger Wut an das Gemäuer peitschte und die Glut auf die Nebengebäude übertrug, sodass das ganze Schloss in kurzer Zeit in vollen Flammen stand und eine große Rauch- und Flammensäule den nächtlichen Himmel blutrot färbte.

»So ist es jetzt hell genug, nun können wir beginnen. Führt zuerst Kurts Knappen herbei!«, befahl Bruno. »Also hört«, sagte er zu denselben, »ich habe großmütig das kleine Pfortchen aufgelassen, und ihr könnt euch Rettung durch die Schnelligkeit eurer Beine verschaffen! Ich lasse jeden von euch einzeln durch zwei meiner Knappen mit bloßen Schwertern verfolgen, gebe jedem drei Schritte vor, und auf ein Zeichen mit meinem Horn dürft ihr alle zugleich nach jenem Pfortchen rennen. Aber wehe dem, der zu langsam ist. Er wird von meinen Knappen in Stücke gehauen. Also, Burgvogt! Stellt Eure Jäger und das Wild auf!« So schrie von höllischer Freude erfüllt der grausame Bruno, nahm sein Horn zur Hand und ließ den furchtbaren Ton erschallen, der Kurt und seinen Leuten durch Mark und Bein drang. Diese rannten nun mit größter Schnelligkeit dem Pfortchen zu, durch welches sie zu entkommen und ihr Leben zu retten hofften. Allein durch den großen Andrang verstopfte sich dieses, sodass nur wenige durchkamen und die meisten niedergemetzelt wurden. Ein Todesschrei nach dem anderen durchdrang grässlich die Luft, die durch das Glutmeer des brennenden Schlosses fast zum Ersticken heiß geworden war. Die wenigen, die durch das Pfortchen gedrungen, waren nicht gerettet, denn sie lagen zerschmettert in den Felsenklüften, welche außerhalb demselben sich befanden. Der abgefeimte Bösewicht hatte nämlich durch seinen Vogt die kleine Brücke, die von dem Pfortchen über

die tiefe Schlucht zu einem Nebenweg führte, kurz vorher abtragen lassen.

Nun waren bereits die Flammen in Kurts Wohngebäude bis zu den obersten Stockwerken, wohin sich seine Gemahlin geflüchtet hatte, hinauf gedrungen. Man sah sie mit einem Kinde im Arm, um Hilfe schreiend, sich zum Fenster hinausbeugen. Diese herzerreißenden Töne erweckten Kurt aus seiner Erstarrung, in die er durch das Grässliche der eben erlebten Szene versetzt worden war. Wütend schleuderte er die Knappen Brunos von sich und wollte auf Letzteren losstürzen, um ihn zu erwürgen. Da umklammerte ihn Brunos Burgvogt, und indem er andere Mordgesellen herbeirief, sagte er: »Gemach, Herr Ritter Kurt! Durch das Pfortchen geht Euer Weg!«

»Nun edler Kurt«, hob vor innerer Mordlust Bruno an, »wollt Ihr nicht auch Euer Heil in der Flucht versuchen?«

»Ich von der Burg meiner Väter fliehen, in dem Augenblick, wo mein Weib und Kind mit dem Tode ringen? Nun und nimmermehr«, schrie Kurt außer sich. Indem er mit aller Gewalt, gleich einem Rasenden, um sich schlug, um sich wieder freizumachen, da stürzte mit entsetzlichem Krachen das Wohngebäude zusammen und begrub unter seinen Trümmern, aus welchen eine weißglühende mächtige Flamme emporloderte, Kurts Weib und Kind.

Dieser riss sich los und schrie dem Bruno zu: »Wo mein Weib und Kind ist, da will auch ich sein. Das Blut aller derer, die Ihr hingemordet habt, und auch mein Tod soll Eure Höllenpein vergrößern. Die Schmerzen des Flammentodes sollen Euch in Eurem Inneren brennen, dass Ihr nimmer Ruhe Finden möget!« Dies sagend stürzte er sich mitten in die Flammen, die prasselnd von allen Seiten über ihn zu-

sammenschlugen.

Der verhärtete Bösewicht blieb selbst bei dieser Schreckensszene ganz gleichgültig. Zu seinem Burgvogt sich hinwendend, sagte er spöttisch: »Morgen wollen wir dafür fasten, und mein Hauspfaffe mag eine Messe für mich lesen.«

»Und meinewegen auch für mich«, sagte der Vogt.

Beide riefen nun ihre Knappen zusammen und verließen die brennenden und rauchenden Trümmer Dillenburgs, von dem Rachefluch der Gemordeten verfolgt, der sie nun bald erreichte und ihren abscheulichen Taten ein Ende machte.

## VI. Kapitel

*Da wo der Bösewicht am sichersten sich wähnt,  
erfasst die Rache ihn mit scharfen Krallen,  
Und wo der schwarze Höllenschlund ihm schrecklich gähnt,  
lässt sie verheißungsvoll hinein ihn fallen!*

Mit Tagesanbruch gelangten Bruno und seine Spießgesellen auf Rabenhorst an und versuchten den Tag, nachdem sie ihre schändliche Rache so fürchterlich ausgeübt hatten, so fröhlich wie möglich zu verleben, um die sich in ihnen regenden Gewissensbisse betäuben. Es wurde daher die Zechhalle zu einem Bankett festlich geschmückt, und Bruno ließ alle seine Knappen und die übrigen ihm befreundeten Wegelagerer dazu einladen. Den ganzen Tag schwelgte nun Bruno und stieß Lästerungen aus, dass selbst die rohesten seiner Trossbuben bedenkliche Blicke miteinander wechselten.

Gegen Mitternacht hatten sich die Köpfe der Zechenden beim Weinhumpen dermaßen erhitzt, dass man glauben konnte, es wirtschafteten jetzt schon die abscheulichsten Höllengeister in Rabenhorst. Trunkenen Mutes erhob sich nun Bruno von seinem Sitz und stieß mit dem ihm gegenüberstehenden Burgvogt mit folgenden Worten seinen Humpen an: »Aufs Wohl des verbrannten Ritters Kurt von Dillenburg und allen denen, die ich gen Himmel geholfen habe, sei dieser volle Humpen geweiht.« Er stieß so gewaltig mit dem Burgvogt an, dass beide Humpen zersprangen und klirrend zu Boden fielen. Im selben Augenblick rauschte es wie ein Sturmwind der Halle entlang, und alle Schilder und Schwerter, die als Trophäen darin aufgehängt

waren, fielen rasselnd auf die Steinplatten herunter.

»Hört das Mahnen der Rachegeister der Ermordeten«, rief eine dumpfe Stimme, die alle Zecher erbeben machte. »Ihr, Ritter Bruno von Rabenhorst, seid hiermit vor das Gericht der heiligen Feme geladen und werdet in der zwölften Mitternacht von heute an gerichtet werden. Amen.«

Alle vorhin noch so fröhliche und frechen Gesichter wurden daraufhin ernst und totenblass, und selbst Bruno konnte sich dem allgemeinen Entsetzen nicht erwehren und suchte bebend seinen Platz wieder auf. Die geladenen Gäste entfernten sich fast augenblicklich, sodass bald nur die Bewohner von Rabenhorst allein in der Halle übrig blieben und sich kaum getrauten, die schauerliche Stille, die so plötzlich eingetreten war, mit ihrer Stimme zu unterbrechen.

Da stand der Burgvogt auf, und mit dem Fuß auf die Erde stampfend sagte er: »O, ihr verfluchten Memmen, lasst ihr euch durch einen solchen Spaß erschrecken?« Indem er zu lachen versuchte, nahm er das erste beste Trinkgeschirr von der Tafel und stürzte es mit einem Zug hinunter. »So, das vertreibt die Furcht, wer nämlich eine zu vertreiben hat. Auf, gestrenger Herr, folgt meinem Beispiel und ertränkt im edlen Rebensaft Eure Grillen!«

»Haltet das Maul, ihr verfluchter Bösewicht! Ich wollte, ich hätte Eurem schändlichen Rat nicht gefolgt.«

»So, ist das mein Dank für die Euch treu geleisteten Dienste? Ihr habt mich schlecht genug dafür gezahlt, sodass ich es nicht nötig habe, mich noch mit Schimpfreben traktieren zu lassen!«, entgegnete mit wuterstickter Stimme der Burgvogt.

»Verlasst augenblicklich mein Schloss«, rief Bruno mit

donnernder Stimme. »Hier habt Ihr noch einen Beutel voll Gold, mit welchem ich Eure erbärmlichen Dienste nur zu reichlich belohne!«

»Noch einen muss ich haben!«, rief der Vogt, »sonst werde ich Euch und Eure Taten dem Femgericht verraten.«

»Gut, ich werde Euren Golddurst mehr als Euch lieb sein wird zu stillen wissen«, sagte Bruno. »Kommt, folgt mir!«

Dieser hatte jedoch einigen seiner Trossbuben einen geheimen Wink gegeben, dass sie ihm hinter dem Vogt her folgen sollten.

Bruno führte nun seinen goldgierigen Vogt, der ganz dienstbereitwillig mit einem Armleuchter folgte, zu seiner Schatzkammer und übergab demselben den Schlüssel mit dem Bemerkten, dass er sich aus derselben so viel, wie er nur wolle, aussuchen dürfe.

Vor Freude zitternd ergriff der Vogt den Schlüssel, sperrte auf und stürzte mit einem furchtbaren Schrei in eine vor ihm sich auftuende Öffnung, die durch eine künstliche Maschinerie nur dem Uneingeweihten gefährlich wurde.

»So lohnt Bruno von Rabenhorst seine Diener, die Verräter an ihm werden wollen«, sagte derselbe mit finsterem Gesicht und gab den beiden Trossbuben Befehl, dass sie ins untere Gewölbe gehen und den Burgvogt, der jedenfalls durch den unvorhergesehenen Fall stark betäubt oder wohl gar verletzt am Boden liegen würde, daselbst samt seinem Gold, das er bei sich trüge, einmauern sollten, und zwar so, dass er stets das Gold vor Augen habe, am Tag vom Sonnenlicht beleuchtet, und in der Nacht vom matten Lampenschimmer.

Nur zu pünktlich gehorchten dieselben dem Befehl Brunos, denn der Burgvogt hatte sich durch sein wildes Beneh-

men bei allen seinen Untergebenen gar sehr verhasst gemacht, und es war den beiden eine recht gewünschte Freude, sich an diesem Tyrannen rächen zu können.

Sie ergötzen sich sogar an seinen Qualen und versuchten sie auf jede Art und Weise noch zu vermehren, sodass derselbe unter den fürchterlichsten Schmerzen, die der Hungertod, vereinigt mit der Höllenpein eines bösen Gewissens, verursachte, seine schwarze Seele nach wenigen Tagen aushauchte.

Bruno lebte dagegen herrlich und vergnügt, denn als er am anderen Morgen seinen Rausch ausgeschlafen hatte, dachte er nicht mehr an die erschreckende Vorladung vor das Femgericht, und nur noch vorübergehend an seinen eingemauerten Burgvogt. Wie er meinte, erfreue sich jetzt dieser bis an sein seliges Ende eines ungestörten Besitzes seiner Goldstücke.

Ein mit solchen Schandtaten belastetes Gewissen findet jedoch selten Ruhe, und so ging es nun auch Bruno. Was ihm einigen Minuten noch ergötzlich schien, das ekelte ihn nach wenigen Sekunden wieder an, sodass er von einem Gegenstand zu dem anderen getrieben wurde und zuletzt doch nicht wusste, was er eigentlich tun wollte.

Dies machten sich nun seine Knappen zunutze, die von der scharfen Aufsicht ihres Burgvogts befreit waren, sich alle Nachlässigkeiten in der Bewachung der Burg zuschulden kommen ließen. So geschah es denn, dass gerade am zwölften Tag nach der Vorladung Brunos sich einige vermummte Gestalten einschlichen, welche sich bis zur Nacht verborgen hielten. Dann öffneten sie leise das Haupttor, und nachdem sie sachte die Zugbrücke heruntergelassen hatten, ließen sie einen großen Zug schwarz geharnischter

Ritter herein, die geräuschlos alle Aus- und Eingänge besetzten.

Auf ein verabredetes Zeichen wurde Lärm gemacht, und nun kamen erst von allen Seiten Brunos Knappen herbei, wurden aber sogleich von den gepanzerten Rittern niedergehauen, sodass kein Einziger entkam.

Ganz entsetzt stürzte nun auch Bruno herbei, und als er die schwarzen Ritter wahrte, zog er wütend sein Schwert, um wenigstens sein Leben, das der Feme bereits verfallen war, so teuer wie möglich zu verkaufen. Doch kaum hatte er dasselbe entblößt, als er sogleich von einem der Geharnischten entwaffnet und von einigen Umstehenden gefesselt und geknebelt wurde. Dann band man ihn auf ein Maultier, und in starker Begleitung wurde er nun von seiner Burg, die er nie mehr betreten sollte, abgeführt.

Als Bruno sah, dass alle seine Anstrengungen, sich freizumachen, vergeblich waren, knirschte er mit den Zähnen und stieß grässliche Flüche gegen seine Begleiter aus, die sich jedoch wenig an sein ohnmächtiges Rasen kehrten und ruhig ihres Weges dahinzogen.

Der nächtliche Ritt dauerte mehrere Stunden. Als der Zug in der Mitte eines dichten Waldes angekommen war, wurde plötzlich haltgemacht, dem Bruno die Augen verbunden, vom Maultier losgemacht und noch einige Hundert Schritte auf einem felsigen Weg weiter geführt, bis man eine mächtige Felswand umgangen hatte. Hier vernahm man das Getöse und Rauschen eines Mühlrades, das unterhalb der Füße der nächtlichen Wanderer die Werke einer Sägemühle trieb, neben welcher ein uralter Turm, aus der grauen Vorzeit stammend, sich erhob, und worin früher ein heimliches Gericht sich befand, woher der Name Teufels-



mühle kam.

Ohne dass Bruno es wusste, wo er war, wurde er in diesen Turm geschleppt und durch eine Falltür, durch welche man zu den untersten Gemächern gelangte, von seinem Begleitern in eine mit vielen Ampeln beleuchtete Halle geführt.

Alljährlich hielten hier die Ritter, welche zur heimlichen Feme gehörten, ihre Zusammenkünfte und saßen daselbst zu Gericht selbst über die vornehmsten Ritter, welche sich irgendein Verbrechen zuschulden kommen ließen, das der Ritterehre zuwider war, und die man wegen ihrer hohen Geburt nicht vor des Kaisers Gericht bringen konnte. Das Wegelagern, Rauben und Ausplündern der reisenden Kaufleute wurde nicht zu den Verbrechen gerechnet, sondern man betrachtete dieses in damaliger roher Zeit als ein freies Gewerbe, das seinen Mann redlich ernähre.

Nur Mord ohne Zweikampf, sei er aus Neid oder Rache begangen, wurde auf eine fürchterliche Weise von dem geheimen Bund der Feme gerächt und gerichtet, sodass jeder erbebte, wenn auch nur das Wort Feme ausgesprochen wurde.

In der Vorhalle angekommen, musste sich Bruno auf einen Schemel niederlassen, bis man seiner begehren würde. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien ein schwarz Vermummter und führte Bruno, der noch immer die Augen verbunden hatte, durch einen langen finsternen Schneckenengang. Auf die Frage Brunos, wo er sei und was man mit ihm vorhabe, erhielt er keine Antwort. Als man noch einige Schritte abwärts getan hatte, erreichte man eine kleine eiserne Tür, welche der Vermummte öffnete und Bruno vor sich hineinschob. Jetzt wurde ihm die Binde von den

Augen genommen, und er sah sich zu seinem größten Entsetzen vor den Richtern der geheimen Feme gestellt.

An einer halbrunden länglichen Tafel saßen in feierlicher Stille zwölf Ritter in schwarzen Rüstungen mit geschlossenen Visieren. Auf der mit schwarzem Tuch bedeckten Tafel brannten zwölf große Wachslichter, in deren Mitte ein silbernes Kruzifix stand, vor welchem ein Totenschädel lag, der aus seinen dunkeln Augenhöhlen Bruno finster und vernichtend anzublicken und mit seinen gebleichten Zähnen anzugrinsen schien, als wollte er ihm dadurch zu verstehen geben, dass nun bald auch sein Schädel so aussehen würde.

Hinter den zwölf Rittern saß auf einem erhabenen Sitz das Oderhaupt der heiligen Feme, ebenfalls im schwarzen Ornat mit dem blanken Schwert in der Hand. Nachdem er Bruno mit seinen blitzenden Augen eine Zeit lang angesehen hatte, befahl er, die Ankläger Brunos hereinzurufen.

Sogleich führte ein verummter Henrico und den alten Treumann herein, welche beide ihre Anklage wegen Ermordung Elwiras dem Oberrichter ausführlich erzählten.

Nachdem dieselben ihre Mitteilung vollendet hatten, sprach der Oberrichter Bruno mit folgenden Worten an: »Bruno von Rabenhorst, Ihr seid wegen eines schändlichen und feigen Meuchelmords angeklagt, den Ihr an der Tochter des biedereren Treumanns begangen habt, und unter anderen vielen Schandtaten, die ihr begangen habt, ist auch der Überfall des Schlosses Dillenburg und dessen Abbrennen durch Eure frevelhafte Hand und die fürchterliche Rache, die ihr an dem edlen Kurt und seinen Knappen genommen, und wodurch Ihr Euch zu einem elenden Mordbrenner gestempelt habt, zur Kenntnis der nie ruhenden

Feme gekommen. Sie hat deshalb beschlossen, Euch nach ihren Gesetzen dieser Freveltaten wegen zu richten und Euch nach Fug und Recht zu bestrafen!«

Nach dieser Anrede ermannte sich Bruno und erwiderte mit frecher Rede: »Ich bin weder Euch noch sonst jemanden für meine Taten verantwortlich, denn ich bin ein freigeborener Ritter. Wer mir die Ermordung der Dirne dieses alten Spießbürgers zur Last legt, ist ein unverschämter Lügner und mag in einem Zweikampf mit mir gegen mich aufreten!«

»Schweig, elender Bösewicht!«, rief der Oberrichter, »wie könnt Ihr es noch wagen, Euch verteidigen zu wollen und die Taten zu leugnen, von denen jedermann mit Abscheu spricht! Und wie könnt Ihr noch von einem ritterlichen Zweikampf sprechen, da Ihr die Ritterehre mit Füßen getreten habt und zu einem elenden Raubmörder heruntergesunken seih! Antwortet auf meine Frage, ihr Schöffen! Ist Bruno von Rabenhorst noch eines ritterlichen Zweikampfes würdig?«

»Nein!«, antworteten mit dumpfer Stimme die zwölf Ritter. »Er ist der Ritterehre durch seine Schandtaten längst verlustig!«

»So zerbreche man seinen Schild und schlage die Sporen von seinen Füßen!«

Auf ein gegebenes Zeichen rauschte ein Vorhang in die Höhe. Ein scharlachroter Mann trat heraus, nahm Brunos Schild, zerschlug denselben mit einer eisernen Keule und warf die Stücke mit verächtlicher Miene zu Brunos Füßen, von denen ein anderer mit einem Schwertgriff die Sporen herunterschlug.

Als Bruno seine ritterlichen Ehren am Boden zertrümmert

liegen sah, erfasste ihn plötzlich eine unnennbare Wut, so dass seine Rippen bebten. Mit einem Ruck zerriss er seine Handfesseln und schleuderte mit solcher Kraft den ihm zunächst stehenden Ritter zu Boden, dass ihm das Blut aus Mund und Nase drang.

Schnell sprangen aber einige Vermummte auf ihn zu, rissen ihn zu Boden und knebelten ihn aufs Fürchterlichste.

»Führt ihn in die Folterkammer, damit er sein Urteil ruhig anhören möge und einen Vorgeschmack von dem bekomme, was ihm noch bevorsteht«, sagte der Oberrichter.

Bruno wurde nun dem Ersten Foltermeister übergeben, der ihn durch seine Knechte auf die Folterbank binden ließ, die durch künstliche Schrauben den ganzen Körper gleichmäßig mit furchtbarer Kraft ausdehnten, dass alle Knochen sich in den Gelenken dehnten und ein entsetzlicher Schmerz in den Gliedmaßen des Unglücklichen entstand. Als die ersten Schrauben angezogen wurden, stöhnte Bruno vor Schmerz laut auf, und als erst die Maschine seinen ganzen Körper ausdehnte, brüllte er so fürchterlich, dass es schaurig durch das Gewölbe hallte und Henrico bat, man möge damit aufhören.

Der Oberrichter gab den Befehl, Bruno wieder vorzuführen, damit er sein Urteil vernehme.

Mit schlotternden Knien und blassem Gesicht wurde Bruno hineingeführt.

Der Oberrichter stand auf und fragte die Schöffen mit ernster Stimme: »Was hat der verdient, der sich solche Gräueltaten zuschulden kommen ließ?«

»Den siebenfachen Tod!«, antworteten einstimmig die Schöffen.

»Nun, so führe man ihn in die Eisenkammer des Todes, in

welcher er nur sieben Mal das Tageslicht bei siebenfacher Todesqual erblicken wird, bis sich sein Kerker in seinen Sarg verwandelt hat!«, sagte der Oberrichter und gab Befehl, dass man sogleich dem Richterspruch nachkommen sollte.

Bruno, der sich wieder einigermaßen erholt hatte, schöpfte wieder Hoffnung, als er sah, dass man ihn mit dem Henkerbeile verschonte, und ließ sich geduldig abführen. Als derselbe abgetreten war, hob der Oberrichter die Versammlung auf, und alle entfernten sich auf einem geheimnisvollen Weg, der nur den Mitgliedern des Femebundes bekannt war.

Bruno lag unterdessen in seinem neuen Kerker auf einem ganz schmalen Lager und dachte, man würde ihn schon nach einiger Zeit wieder in Freiheit lassen.

Von dem eben Erlebten zu sehr angegriffen, hatte er das Behältnis, in welchem er eingesperrt war, noch nicht untersucht und fiel gar bald in einen fieberhaften Schlummer, aus welchem er oft durch schreckliche Traumbilder gestört wurde. Bald glaubte er die sterbende Elwira vor sich zu sehen, welche den bluttriefenden Pfeil aus ihrem Busen zog und denselben gen Himmel haltend ihn mit sterbendem Blick anstarrte, dass er erschreckt von seinem Lager aufsprang. Bald sah er die gemordeten Knappen von Dillenburg mit dem Ritter Kurt an der Spitze mit glühenden Pfählen auf sich zukommen, um ihm dieselben ins Herz zu stoßen. Dann sah er seinen Burgvogt in Gestalt eines schwarzen Ebers auf ihn zukommen, der ihm mit seinen gewaltigen Hauern den Leib aufreißen wollte. So gingen an seinem Geist die schrecklichsten Szenen und Gestalten vorüber, die sein schuldbeladenes Gewissen hervorrief. Ganz

erschöpft, im Angstschweiß gebadet, erwachte er am andern Morgen. Als er sich ein wenig erholt hatte, wagte er es, sich von seinem Lager zu erheben, um seinen Kerker etwas näher zu untersuchen.

Zu seinem größten Erstaunen sah er, dass derselbe ganz von Eisen und an ein Entkommen hier gar nicht zu denken war. Er betrachtete nun die Fensteröffnungen, ob er durch diese nicht entkommen könnte. Hierfür war jedoch gesorgt. Noch größer war aber sein Entsetzen, als er nur sechs solcher Fensteröffnungen zählte, während er doch gestern ganz bestimmt deren sieben gezählt hatte. Auch kam ihm das Gefängnis etwas kürzer vor. Mit großer Unruhe und innerlicher Angst, die sich fortwährend steigerte, ging er in seinem Kerker auf und ab, und wartete sehnsüchtig nach der Stunde, in welcher wohl ein Kerkermeister kommen und ihm einige Nahrung und einen Wasserkrug, welches er beides gestern vorgefunden hatte, bringen würde. Er wartete von Stunde zu Stunde, jedoch vergeblich, es erschien kein solcher. Diese Einsamkeit wurde ihm so schrecklich, dass er glaubte, vergehen zu müssen, wenn nicht bald eine Änderung in seiner verzweiflungsvollen Lage einträte. Allein sie blieb dieselbe, mochte er auch toben, wie er wollte, es blieb alles ruhig, und er glaubte, schon jetzt lebendig begraben zu sein.

Nachdem er sich einige Zeit ganz erschöpft auf sein Lager hin und her geworfen hatte, vernahm er ein leises Geräusch, als bewege sich etwas in seinem Kerker. Er fühlte deutlich einen kühleren Luftzug an seinem Gesicht vorbeistreifen. Sogleich sprang er auf den Ort zu, woher er das Geräusch vernommen hatte, allein er konnte nichts entdecken, was ihm Beruhigung verschaffen konnte. Nur be-

merkte er zu seinem größten Erstaunen, dass ein frischer Wasserkrug an der Stelle des vorigen stand, und dass er mit neuer Nahrung versehen worden sei. Diese räthelhafte Erscheinung beunruhigte ihn noch mehr, doch glaubte er am anderen Tag Aufschluss zu erhalten. Die zweite Nacht, die er in seinem geheimnisvollen Kerker zubrachte, war noch fürchterlicher als die erste. Wilde Traumgestalten mit glühenden Augen rüttelten an seinem Lager, blanke Schwertspitzen drohten ihn zu durchbohren, rötliche Flammenschlünde schienen ihn zu verschlingen, wenn er von einem schauerhaften Gegenstand erschreckt zurückbebt. Der andere Morgen kam, brachte aber für den gequälten Bruno keinen Trost. Zu seinem größten Entsetzen zählte er nur fünf Fensteröffnungen, es war über Nacht wieder eins verschwunden. So wie der erste und zweite Tag verschwanden auch unter denselben quälenden Erscheinungen der dritte, vierte und fünfte Tag, und jeder Tag verkleinerte Brunos Gefängnis, und mit jedem kommenden Morgen war eine der verhängnisvollen Fensteröffnungen verschwunden.

Als am sechsten Tage nur eines derselben noch übrig war, und Brunos Gefängnis sich so verkleinert hatte, dass er sich kaum darin bewegen konnte, da gedachte er der Worte, die der Oberrichter der Feme zu ihm gesagt hatte, dass nämlich am siebenten Tag sein Gefängnis sein Sarg werden solle. Da ergriff ihn vollends die Verzweiflung, er raufte sich die Haare aus und versuchte, sich seinen Schädel an den eisernen Wänden zu zerschmettern. Da ihm dieses jedoch nicht gelingen wollte, weil der Raum zu beengt war, so verursachte er sich durch dieses entsetzliche Rasen nur noch größere Pein, welche endlich so groß wurde, dass er wie ein

wildes Tier laut aufbrüllte, bis er in völligem Wahnsinn auf sein Lager zurückfiel und daselbst von den sich immer enger zusammenziehenden Eisenwänden zerquetscht wurde.

Auf solche fürchterliche Weise beendete Bruno sein ruchloses Leben in der Teufelsmühle.



## Schlusskapitel

*Es findet stets der Bösewicht  
selbst nach dem Tod die Ruhe nicht.  
Sein Geist muss nach mit Grausen  
am Ort der Schandtthat hausen.*

Somit war das Urteil der geheimen Feme buchstäblich vollzogen. Die reichen Besitzungen Brunos wurden zum Teil verkauft und der Erlös den Armen geschenkt, und das Schloss nebst den daran liegenden Grundstücken fiel einem weitläufigen Verwandten Brunos zu, der früher als Tempelritter tapfer gegen die Sarazenen focht und nun den Rest seiner Jahre in Ruhe zu verleben gedachte.

Henrico, dem die ganze Gegend verleidet war, zog zu dem alten Treumann, dessen Freundschaft er vermutlich bis zu seinem Lebensende genoss, denn man hörte in der Gegend von Rabenhorst nie wieder etwas von ihm.

Der Tempelritter zog nach Verlauf eines halben Jahres wirklich in Rabenhorst ein und ließ die Spuren seines ehemaligen unwürdigen Besitzers so viel wie möglich beseitigen, um nicht durch äußere Gegenstände an seine verruchten Vorfahren erinnert zu werden.

Doch die stummen Zeugen früherer Schandtaten ziehen stets, gleich einem Magnet, die unseligen und verdamnten Geister wieder an sich, die zu ihren Lebzeiten frevelhaft darin gehaust hatten. So war es auch mit Rabenhorst, wie sich der Tempelritter überzeugen musste.

Gleich in der ersten Nacht, die er in dem verödeten Schloss zubrachte, konnte er kein Auge zutun. Kaum ertönte die Mitternachtsstunden, so ging auch der grässliche

Teufelsspek los. Wildes Wehgeheul mit Schwertergeklirr und fürchterlichem Kettengerassel erschallte im Hof und in den Gemächern, und Türen schlugen auf und zu, sodass es niemand auf seinem Ruhelager aushalten konnte.

Ungefähr eine halbe Stunde machte dieses Gepolter, Geklirr und Gerassel fortgedauert haben, bis es endlich unerträglich wurde. Den beherztesten Knappen befahl ein unheimlicher Schauer und jeder verließ sein Gemach, um in Gemeinschaft diese schreckliche Nacht auszuhalten. Auch dem Tempelritter ging es auf gleiche Art. Eine unsichtbare Hand riss ihm die Bettdecke hinweg, und gleichzeitig vernahm er ein Gerölle in seinem Schlafzimmer, das ihn in Furcht und Schrecken versetzte. Er stand auf, bekreuzigte sich, nahm sein gutes Schwert zur Hand, mit welchem er manchem Heiden und Türken den Schädel zerspalten hatte, und gedachte in der Schlosskapelle in Begleitung seiner Knappen einige Paternoster zu beten, um sich den Teufelsspek vom Halse zu treiben.

Als er im Begriff war, zu seinen Knappen zu eilen, da führte ihn der Weg an dem Gemäuer vorbei, in welchem der schändliche Burgvogt Brunos eingemauert war. Als er nun an diese Stelle kam, wurden seine Wachslichter, die er auf einem dreiarmigen Leuchter trug, wie von unsichtbarer Hand ausgelöscht, und er hörte ein Geräusch, als fiel ein schwerer Geldsack zu Boden. Doch wie er sich ganz erstaunt nach der Gegend, woher das Geräusch kam, umsah, da erstarrte er fast vor dem fürchterlichen Anblick, den er da zu sehen gezwungen war. Sein Haar sträubte sich empor, und eiskalt lief es ihm durch die Glieder, und er, der auf seinen vielen Kriegszügen vor keiner Gefahr gebebt und überall dem Tod mutig ins Auge geschaut hatte, zitter-

te jetzt wie Espenlaub!

Er sah einen Teil des Gemäuers gespalten und in dieser Spalte den Burgvogt stehen, dessen unheimliche Gesichtszüge ihm noch von seinen jüngeren Jahren bekannt waren, von einem schauerlichen Licht beleuchtet, das direkt aus der Hölle Schlund zu kommen schien.

Des Burgvogts scheußliches Gesicht, das alle Qualen der Verzweiflung und die Spuren des erlittenen Hungertodes an sich trug, grinste zähnefletschend zu dem rot glühenden Gold, das in der Nähe vor ihm aufgetürmt war. Mit seinen entfleischten Armen, von denen er wechselweise die letzten Fleischfetzen mit seinen spitzen Zähnen herunterriss und gierig verschlang, langte er zugleich nach dem Gold, das er mit seinen knöchernen Klauen haufenweise ergriff und es heißhungrig in seinen weit geöffneten Schlund, aus welchem fortwährend eine bläuliche Lohe schlug, hinunterrollen ließ, dass es zischend in demselben verschwand. Dabei glühten seine Augen, aus welchen rot glühende Funken sprühten, so fürchterlich, dass der Tempelritter diesen grauenhaften Anblick unmöglich mehr ertragen konnte und tief erschüttert vor Angst und Schrecken mit einem Schrei bewusstlos zusammenbrach.

Die Knappen und Diener, welche ängstlich sich gruppenweise in den unteren Gemächern versammelt hatten, eilten auf den grellen Schrei ihres Gebieters sogleich die Treppe hinauf und fanden ihn in bewusstlosem Zustand. Endlich, nach einigen angewandten kräftigen Mitteln, kam er wieder zu sich und sah sich ängstlich nach jener verdächtigen Stelle um, sodass es seine Diener sogleich ahnten, da sie ja alle selbst viel Schauderhaftes wahrgenommen hatten, was da wohl passiert sein könnte. Man brachte ihn in sein Ru-

hegemach zurück und musste auf dem Weg dahin noch manches Schauerliche sehen und hören, sodass sie beschlossen, diese grauenhafte Nacht in der Nähe des Tempelritters zuzubringen.

Als jedoch mit dem ersten Glockenschlag des kommenden Tages und mit dem ersten Hahnenschrei, der den frühen Morgen verkündete, plötzlich Ruhe eintrat, und nachdem jeder dem anderen erzählt hatte, was ihm zugestoßen sei, begab sich alles allmählich wieder zur Ruhe, bis zum hellen Sonnenschein, welcher die Bewohner Rabenhorsts wieder mit neuem Mut erfüllte und den Tag über durch nichts störte. Allein die zweite Nacht zu der nämlichen Stunde ging das Spektakel wieder von Neuem los. Obwohl alles gerüstet war, diesem entsetzlichen Spuk energisch entgegenzutreten, so konnte man dennoch denselben nicht an seinem Treiben hindern, sondern man musste vielmehr dem Spuk aus dem Wege gehen.

So erging es den Bewohnern von Rabenhorst jede Nacht, nur mit dem Unterschied, dass mit jeder neuen Nacht der Teufelsspuk, welcher mit dem zwölften Stundenschlag seinen Anfang nahm und mit der ersten Morgenstunde wieder aufhörte, ärger wurde.

Schon einige Nächte hindurch hatte man diesen Spuk ertragen, doch als die zwölfte Mitternacht erschien, da war es nicht mehr zum Aushalten. So fürchterlich wirtschafteten die bösen Geister in dem Schloss herum, dass es kein ruhiges Plätzchen mehr in demselben gab.

Des anderen Morgen trat einer der getreuesten Diener zum Tempelritter und sprach: »Gnädiger Herr! Was wir seit zwölf Nächten auf diesem verfluchten Schloss gesehen und gehört haben, das ist fürchterlicher, als ich zu erzählen

vermag, und wir wollen das nicht noch einmal sehen und hören. Wir haben deshalb alle einmütig beschlossen, von hier fortzugehen. Selbst auf die Gefahr hin, dass Ihr noch länger bleiben wollt, aus Eurem Dienst zu treten, so hart uns auch dieses ankommen würde. Denn alle Nacht kommt aus der verfluchten Teufelsmühle der verdammte Bruno auf einem rabenschwarzen Hengst, aus dessen Nüstern glühender Dampf herauswirbelt, von einem wahren Höllenheer gefolgt, in welchem man die fürchterlichsten Gestalten sehen kann, durch die Lüfte herangesaust, um hier sein Unwesen zu treiben, das uns und Euch keine Ruhe lässt, mögen wir auch tun, was wir wollen.«

Der Tempelritter, dem dieser Spuk schon längst unerträglich war, hatte bereits beschlossen, noch heute das unheimliche Schloss zu verlassen, und gab nun sogleich Befehl, alles zur schnellsten Abreise zu rüsten. Jeder beeilte sich, diesem willkommenen Befehl aufs Pünktlichste entgegenzukommen. Noch ehe die Sonne ihren höchsten Stand am Horizont erreicht hatte, verließ der Tempelritter, von seinen getreuen Knappen und Dienern gefolgt, das Schloss Rabenhorst, um es nie wieder zu betreten.

Es geriet nun nach und nach in Verfall und wurde der unheimliche Aufenthalt der bösen Geister, die in allerlei fürchterlichen Gestalten, sowohl in der Luft als auf der Erde den Wanderer oder Landmann, welchen zufällig der Weg in der Nähe dieser öden Behausung vorbeiführte, erschreckten, sodass man lieber einen guten Umweg machte, als auf kürzerem Weg diesem Schloss zu nahe zu kommen.

Noch jetzt reicht schon der Name allein hin, um bei den dortigen Bewohnern der Gegend einen geheimen Schauer zu erwecken, und wenn er nur ausgesprochen wird, so

schlägt jeder ein Kreuz und versucht ausweichend dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.